Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Bauliner).
Louis Lösche, Fleischerstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 525. Mittwoch den 14. October 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. October.

Auf dem nationalliberalen Delegirtentage ist der „**National-Ztg.**" wegen ihrer Haltung viel Unangenehmes gesagt worden. Hätte sie sich lediglich bemüht, diese Rügen zu vertuschen, so wäre das vielleicht gelungen. Der Versuch jedoch, das ganze Ergebniß des Delegirtentages in das Licht eines Sieges der „National-Ztg." und ihres kleinen Anhanges zu rücken, konnte nicht anders enden, als mit einem ins Komische schillernden Mißerfolge. Das Blatt hatte es so dargestellt, als ob der von ihr vorher vorgeschlagene mehr oder minder hörbare „Ruck nach links" von der Delegirtenversammlung wirklich gethan worden wäre. Da es von der nationalliberalen Presse nicht berichtigt wurde und sich über die Beweggründe dieses Stillschweigens einer merkwürdigen Täuschung hingab, so glaubte es die Kraft seiner neuen Politik erproben zu sollen, indem es den Nationalliberalen in Brandenburg-Westhavelland aufgab, für den Candidaten der freisinnigen Volkspartei zu stimmen. Das nächstfolgende Ereigniß im Wahlkreise war eine öffentliche Erklärung des angesehenen Nationalliberalen Hobrecht, seine Partei werde einen Aufruf zu Gunsten des conservativen Bewerbers erscheinen lassen. Begründet war der Entschluß im Wesentlichen mit der Erwägung, daß die nationalliberale Partei mehr Berührungspuncte mit den Conservativen habe als mit der Partei des Herrn Richter. Herr Hobrecht erinnerte daran, daß Fürst Bismarck die auf dem Delegirtentag versammelten Nationalliberalen als alte Kampfgenossen begrüßt habe und daß die Freisinnigen zum Unterschied von den Conservativen diese Kampfgenossenschaft niemals und unter keinen Umständen hätten kennen wollen. Dem ist nichts entgegenzusetzen. Was die Wahl in Westhavelland anlangt, so kann sie selbstverständlich den dortigen Nationalliberalen nur eine Aufgabe stellen: den Sieg des socialdemokratischen Candidaten nach Kräften zu verhindern. Zu diesem Zwecke haben sie ja auch, obwohl der bisherige Vertreter ihrer Partei angehört hat, auf die Aufstellung eines eigenen Bewerbers verzichtet. Was die besseren Chancen für die Erreichung des Zieles bietet, ob die Unterstützung der Conservativen, ob die der Radicalen, das zu beurtheilen sind wir außer Stande. Wir können aber auch der „Nationalzeitung" trotz ihrer geringeren Entfernung vom Wahlkreise keine Autorität beimessen, da dieses Blatt seit seiner Erklärung für den „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe" den letzten Rest von Verständniß für das wirthschaftliche Ringen der nicht zum Handelsstande zählenden Bevölkerungskreise eingebüßt hat und das Eintreten für den volksparteilichen Candidaten in Westhavelland mit Gründen empfiehlt, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt. So kann es unmöglich die Nationalliberalen zu Gunsten der Freisinnigen stimmen, daß das letzte Mal Freisinnige in der Stichwahl den Nationalliberalen gewählt haben. Wäre ein Beweggrund dieser Art von Kraft, so müßten die Nationalliberalen unbedingt für den Candidaten der Conservativen stimmen, denn diese haben im Jahre 1893 unter Verzicht auf einen eigenen Candidaten im ersten Wahlgang den Nationalliberalen gewählt. Indem sie diesmal in auch von besonnenen Parteigenossen beklagter Ueberstürzung anders handelten, haben sie sich für den etwaigen Sieg der Socialdemokratie eine Verantwortung aufgeladen, die sie jedoch mit dem Freisinn theilen, der durch die Aufstellung eines radicalen Demokraten und Manchestermannes indessen nicht weniger als Jene zur Vermehrung der Aussichten des revolutionären Candidaten beigetragen hat. Man kann ja den bürgerlichen Radicalismus von der Verpflichtung, die sociale Revolution zu bekämpfen, ausnehmen, aber dann sollte man sich doch hüten, nationalliberalen Wählern die Vermehrung der Reichstagsabgeordneten dieser Richtung als etwas Selbstverständliches zu bezeichnen. Die „Nationalztg." will nicht gestatten, daß unsere Parteigenossen in Westhavelland in dem conservativen Candidaten etwas Anderes sehen, als einen Vertreter der „agrarisch-reactionairen Agitation". Wie weit der Landrath v. Lorbell dies ist, vermögen wir nicht zu ermessen, jedenfalls kommen für die Nationalliberalen noch andere Gesichtspuncte in Betracht, was man acht Tage nach dem Berliner Delegirtentag eben auch nur der „Nationalztg." bemerken muß, mit deren auf ein Cartell mit Herrn Richter gerichteter Politik die Erinnerung an nationale Bedürfnisse allerdings nicht mehr vereinbar ist. Das Blatt spricht deshalb auch nur davon, daß Herr v. Lorbell wahrscheinlich nicht gegen die Zwangsinnung wirken werde, verschweigt aber, daß der volksparteiliche Gegencandidat Biell ohne Zweifel jede Forderung für Marinezwecke bekämpfen wird. Für Nationalliberale fällt das aber ins Gewicht.

Aus der **Provinz Posen** liegt wieder einmal eine Meldung vor, die man für unglaublich halten müßte, wenn sie dem Blatte, dem sie zugeht — den „Berl. N. Nachr." — nicht durch die Persönlichkeit des Einsenders verbürgt würde. Sie lautet nämlich:

„In den Jahren 1888 und 1889 wurde eine Anzahl katholischer Lehrer aus Westfalen nach der Provinz Posen versetzt. Jene Maßregel entsprang der Absicht, dem deutschen Schulunterricht in der polnischen Bevölkerung durch den Einschub von Lehrern aus rein deutschen Gegenden eine wirksame Förderung angedeihen zu lassen. Den Lehrern, es waren etwa 70 an der Zahl, wurde damals die — freilich nur mündliche — Zusicherung gegeben, daß ihnen für ihre Pionierarbeit bei guter Führung jährliche Zuschüsse bis zu 300 ℳ gewährt werden würden. Diese Zulage ist Einigen von ihnen in den ersten Jahren auch geboten worden. Mit der zunehmenden Nachgiebigkeit der Regierungsorgane gegenüber dem Polenthum hat sich die Lage jener westfälischen Lehrer aber mehr und mehr verschlechtert. Nicht nur, daß die Gewährung von Zuschüssen inzwischen gänzlich aufgehört hat, die Lehrer machen jetzt, da sie dem Dienstalter nach herzuhalten wären, in die besser bezahlten ersten Lehrerstellen einzurücken, die schmerzliche Erfahrung, daß ihnen diese Stellen, auch in Fällen, wo sie von Landräthen und Kreisschulinspectoren dafür besonders empfohlen werden, verschlossen bleiben, und zwar aus dem einzigen Grunde, „weil sie der polnischen Sprache nicht mächtig sind"."

Wenn solche Dinge geschehen, kann man sich freilich nicht wundern, wenn der polnische Uebermuth immer mehr wächst und die polnischen Herren im Schnürrock und der Soutane annehmen, die Stimmung, aus der vor zwei Jahren der Kaiser zu Thorn an mehrere ihrer Gesinnungsgenossen die Mahnung richtete: „Sie mögen es sich gesagt sein lassen, daß Sie nur dann auf meine Gnade und Theilnahme rechnen dürfen, wenn Sie sich unbedingt als preußische Unterthanen fühlen", sei längst in ihr Gegentheil umgeschlagen. Wir erwarten daher bestimmt, daß in der bevorstehenden Session des preußischen Landtags an den Herrn Cultusminister die Anfrage gestellt wird, ob er glaubt, daß es zur Stärkung des monarchischen Gefühls nicht nur in der Provinz Posen, sondern in ganz Preußen und Deutschland diene, wenn die Provinzialbehörden in Posen in einer Weise verfahren, welche die polnischen Preußen- und Deutschfeinde zur Mißachtung einer kaiserlichen Mahnung förmlich herausfordert.

Der angeblich weite Kreise des **italienischen** Volkes beherrschenden franzosenfreundlichen Stimmung hat der Zarenbesuch in Paris keinen Vorschub geleistet. Die italienischen Blätter haben lange, für ihre Raumverhältnisse ganz unglaublich lange Berichte aus Paris veröffentlicht und auch mit Leitartikeln über den Zarenbesuch nicht gekargt. Dieselbe Grundstimmung aber herrschte in allen vor. Sie waren voll Aerger und Bitterkeit. Der Vorwurf, daß sich die Franzosen, allen republikanischen Stolz vergessend, vor dem Zar erniedrigt hätten, kehrte immer wieder. Hier und da floß die Bemerkung ein, es gebe in Paris wohl noch echte alte Republikaner, welche den Enthusiasmus ihrer Landsleute mißbilligten, aber sie dürften ihre Ansicht nicht laut werden lassen, weil sie sonst gesteinigt würden. Im Ganzen kam — von den radicalen Organen natürlich abgesehen — eine starke antifranzösische Stimmung zum Ausdruck. Die Bedeutung der russisch-französischen Verbrüderung wird in Italien keineswegs unterschätzt. Man glaubt in Rom daran, daß eine wirkliche Allianz der beiden Staaten bestehe, und wenn man auch keine unmittelbare Gefahr für den Frieden befürchtet, so kann man sich doch keineswegs zu der gleichmüthigen Auffassung aufschwingen, welche in der deutschen Presse zum Ausdruck kommt. Die große Mehrheit der italienischen Publicisten sieht in dem Besuche des Zaren ein sehr wichtiges Ereigniß. Daß dadurch aber, wie der französische Chauvinismus bereits voraussetzt, der Dreibund zerrissen werden könnte — darauf hat kein italienisches Blatt, das ernst genommen sein will, auch nur die geringste Anspielung gemacht, und man wird sich nachträglich um so weniger eine solche Thorheit zu Schulden kommen lassen, wenn man die Zukunftspläne Pariser Blätter gelesen haben wird, welche Deutschland bereits durch die franco-russischen Waffenbrüder erdrückt und den italienischen Staat gänzlich von der Karte Europas verschwunden sehen. Derartige cynische Anspielungen auf die Rolle, welche Italien in den französischen Zukunftsberechnungen zugewiesen ist, können nur dazu beitragen, die hier und da thörichter Weise an den tunesischen Handelsvertrag geknüpften Hoffnungen auf eine Annäherung an die französische Republik als völlig trügerische und einen nur noch festeren Anschluß an die beiden anderen Dreibundmächte als den einzig gewiesenen Weg für Italien erscheinen zu lassen. Wenn irgendwie, so ist Italien seine Selbstständigkeit in der festen Anlehnung an die beiden mächtigen Kaiserstaaten Deutschland und Oesterreich-Ungarn gewährleistet, deren treues Zusammenhalten auch nach den Pariser Zarentagen und der Proclamation der russisch-französischen Waffenbrüderschaft imponirend genug ist, um Frankreich die Lust zu Uebergriffen gegen einen der Verbündeten vergehen zu machen.

Die **französische** Presse ist voller Begeisterung über das farbenprächtige Bild, das die Truppenschau in Chalons geboten hat, und als höchste Bestätigung und Bekräftigung wird überall die Aeußerung des Zaren gegenüber dem Präsidenten Faure angeführt: „Ich habe das größte Heer der Welt, Sie aber haben das prächtigste". Die Kritik wagt sich gegenüber der allgemeinen Begeisterung noch nicht hervor, und doch wäre sie, wenn nicht gegenüber den Truppen selbst, so doch hinsichtlich der Truppenbeförderung, die, wie Frankreich im Krieg 1870/71 erfahren hat, zu den wichtigsten Aufgaben der modernen Heeresleitung gehört, durchaus am Platze. Die französischen Eisenbahnen haben sich auch in den Tagen von Chalons als völlig unfähig erwiesen, den gesteigerten Anforderungen, welche die Beförderung von 70 000 Mann an sie stellten, zu genügen, und doch waren Tag und Stunde der Truppenschau seit Wochen bekannt. Was über die Rückbeförderung der Truppen gemeldet wird, scheint dem deutschen Leser beinahe unglaublich. Der Kriegsminister mußte mehrere Stunden auf Beförderung warten — die Strecke war gesperrt; Generale faßen, weil nicht genügend für Wagen gesorgt war, in drangvoller Enge zusammengepfercht in Wagen 3. Classe. Zur Fortschaffung der langen Militairzüge mangelte es an Maschinen. Und auch diese mangelhafte Beförderung war nur möglich unter rücksichtslosester Einschränkung des gewöhnlichen Verkehrs. Von den nöthig gewordenen Abänderungen der Fahrpläne hatte man dem Publicum keine Mittheilung gemacht, und um den Andrang der Fahrgäste abzulenken, schloß man, nachdem wenige Sonderzüge abgelassen waren, einfach alle Schalter. Auf den von dem wichtigen Lager von Chalons führenden Bahnstrecken kam es wiederholt zu Verkehrsstauungen, da selbst die nach dem ersten Kriegshafen, Cherbourg, führende Westbahn nur eingleisig ausgebaut ist. Welche unüberwindlichen Schwierigkeiten würden der Verwaltung erst erwachsen, wenn es im Fall einer Mobilmachung darauf ankäme, ungleich größere Massen mit Kriegsausrüstung, Bagage und Proviant eilig und plötzlich an die Grenze zu schaffen! Es ist also nur eine hohle Phrase, wenn ein Pariser Blatt den Zaren apostrophirt: „Wir sind bereit, Sire, Sie brauchen nur zu winken." Auch 1870 war man „erzbereit" und —

In der Ernennung des bisherigen Präsidenten des **russischen** evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums, Barons Uexküll-Gyllenband, zum Adlatus des Ministers des Innern erblicken die Zeitungen der russischen Ostseeprovinzen ein neues Symptom dafür, daß es mit dem Einfluß des Herrn Pobjedonoszew auf die innere russische Politik zur Neige geht. Baron Gyllenband, der einem der ältesten baltischen Adelsgeschlechter entstammt, ist ein Zögling der Petersburger Rechtsschule. Nach Absolvirung derselben wurde er dem Hofe der Großfürstin Helene Pawlowna zugetheilt, dieser kunstsinnigen und freidenkenden russischen Prinzessin, deren Name mit der Wirksamkeit der bedeutendsten Staatsmänner aus den ersten Regierungsjahren Alexander's II. eng verknüpft ist. Hier machte Baron Gyllenband die Bekanntschaft jener russischen Staatsmänner, welche später an dem Werke der Wiedergeburt Rußlands hervorragenden Antheil nahmen, und von diesen Traditionen ist der nunmehrige Nachfolger Nelidow's nie abgewichen. Als Gouverneur von Livland, später von Pleskau und Charkow bekundete Baron Gyllenband überall strenge Rechtlichkeit und Gerechtigkeit. Unter ihm nahm die Provinzpresse sowie auch die Volksschule einen großen Aufschwung. Aber auch als Mitglied des Petersburger Senats stand Baron Gyllenband stets in den Reihen jener Senatoren, die für Recht und Fortschritt eintraten. Vor ungefähr fünf Jahren wurde Baron Gyllenband zum Präsidenten des evangelisch-lutherischen General-Consistoriums ernannt. In dieser schwierigen Stellung, wo es galt, das Deutschthum in den baltischen Provinzen vor den ungerechten Gelüsten der Panslawisten zu schützen, erwies sich Baron Gyllenband als kluger und umsichtiger Staatsmann, der es verstand, den Ansturm der Petersburger und Moskauer Deutschenfeinde zurückzudrängen. Bei Nicolaus II. steht Baron Gyllenband in hohem Ansehen; unmittelbar nach der Krönung verlieh ihm der Kaiser den Alexander-Newsky-Orden und ernannte ihn zum Director des vierten Departements des Senats. Bleibt der neue Adlatus seinem Ursprung als protestantischer Balte und seiner Vergangenheit treu, so dürfte die innerrussische Politik sich wenigstens in etwas liberaler gestalten.

Feuilleton.

Die Schuld des Fürsten Romanskoi.

14] Roman von Conr. Fischer-Sallstein.

Nachdruck verboten.

„Ich möchte Dich beinahe um Deine Ruhe und Deine Gleichgiltigkeit beneiden, die Du gerade heute an den Tag legst. Mein Gott, leben wir denn wirklich in einer verkehrten Welt? Die Jugend zeichnet sich durch Greisenhaftigkeit aus, und bei der Welt, die an der Grenze des Greisenalters steht, pulsirt das Temperament der Jugend. Wenn ich bedenke, wie es mich durchzuckte, wie es in mir prickelte, als ich zum ersten Male den Grafen Stroganowna begegnen sollte. Ich war damals in Deinem Alter. Und Du sollst heute Deinem zukünftigen Gatten, dem stattlichen Ilija Andrej Matscherskoff begegnen, also ein Ereigniß, daß doch gerade für Dich so ganz besonders bedeutungsvoll sein muß, und Du bist so gleichgiltig, so kalt, nicht die Spur aufregender Erwartung kann ich in Dir entdecken! Wie kommt das?"

Im schönen Gesicht der schwermüthigen Lidia stand für die Großmama zu lesen: Madame Gramont schmeichelte Dir einmal, daß ich ein Juwel sei in Deiner Hand. Juwelen verschenkt man, verkauft oder verliert sie. Du wirst mich heute oder morgen verschenken oder verkaufen, dann wird vielleicht ein junger Mann meine Großmama sein, ich werde mich für ihn schmücken, er wird mit mir prahlen vor den Augen der Welt, oder er wird mich einsperren, damit ich ihm nicht gestohlen werde, je nach seinen Charaktereigenschaften. Ich war immer nur Eigenthum, und werde Eigenthum bleiben. Ein Juwel regt sich nicht auf, wenn es aus dem Besitz des Einen in den des Andern übergeht. Was liegt auch an mir? Ein obscurer Student beantwortet mir nicht einmal meine Briefe, so innig und herzlich sie auch gehalten waren.

„Genau betrachtet, bist Du wie Deine Mama, meine liebe Lidia. Als Tschierwaneff um sie freite, — die erste Begegnung fand in Neapel statt — lachte sie so viel, so, daß ich ihr zuletzt Vorhaltungen machen mußte. Und es ist merkwürdig, sie benahm sich gerade so, als sie starb. Ein wirkliches Temperament hatte Deine Mama auch nicht. Ich glaube indessen, daß sie ihren Gatten geliebt hat. Nur habe ich es immer an ihr tadeln müssen, daß es ihr so unendlich gleichgiltig war, ob der Herr Gemahl allein ins Ausland reiste oder nicht. Sie hat sich nie Mühe gegeben, auch nur den geringsten Einfluß auf ihn auszuüben, und das war nicht gut, Tschierwaneff würde kein so schreckliches Ende genommen haben."

„Die arme Mama," seufzte Lidia.

„Du gleichst ihr in vielen Dingen. In Deinem Herzen werden sich niemals Stürme regen. Du wirst niemals darnach streben, Deinen Gatten so zu fesseln, daß er nur auf denjenigen Wegen wandelt und wandeln kann, die Dir angenehm sind. In diesen Puncten seid Ihr mir so außerordentlich unähnlich. Mein Gemahl that zu seinen Lebzeiten nur das, was ich wünschte; er nahm sich nur solche Freiheiten, die ich ihm gewährte, und ist dabei recht glücklich gewesen. Ich selber aber, mein theures Kind, war es nie."

Nun beginnt sie wieder das alte Klagelied von ihrer unglücklichen Liebe, sagte sich Lidia und empfand das Verlangen, davon zu laufen, sie hat die Geschichte dieser Liebe sogar schon dem Fibinitincsskoff erzählt, ganz Rußland weiß davon!

„Ich trug eine unglückliche Liebe mit mir im Herzen herum. Du hast leider zu wenig Temperament, um mir nachfühlen zu können, was das bedeutet. Ich war aber auch immer bestrebt, Dich sowohl als Deine Mama vor einem solchen Unglück, das das Herz nie zur Ruhe kommen läßt, zu bewahren. Welch' ein Verdienst das ist, das wirst Du erst später würdigen lernen."

Und wieder blickte Lidia die Großmama an, als wolle sie ihr sagen: Beruhige Dich, gieb Dir keine Mühe, mich zu belehren, mein Herz ist ja doch nur ein Kirchhof, auf dem Michael Jadmorin begraben liegt. Hat Graf Matscherskoff Lust, Zeit seines Lebens auf diesem Kirchhof herum zu wandeln, dann soll ihm das gestattet sein.

„Ich werde Dir für Alles, was Du an mir gethan hast, immer recht dankbar sein", sagte nun Lidia, nur um etwas zu sagen. Dabei dachte sie an Jadmorin und quälte sich mit der Frage, ob am Ende Bruder Michael die beiden Zuschriften nicht erhalten habe? Briefe gehen ja öfter verloren, oder gerathen in unrechte Hände.

„Nun, das wird sich ja Alles zeigen. Ilija Andrej Matscherskoff soll ein sehr schöner Mann sein. Er besitzt Geist, Gemüth, wie alle Matscherkoff's und ist der Universalerbe des Fürsten Romanskoi, Stepan Wassiljitsch. Du wirst eine sehr gute Partie machen, was um so angenehmer ist, als Du und ich kein so großes Vermögen besitzen, als es wünschenswerth wäre."

„Ich weiß, Papa hat mir gar nichts hinterlassen," versetzte Lidia und dabei fiel ihr jetzt erst die Thatsache auf, daß der Bankier der Großmama diese sehr wenig achtungsvoll behandelte als er zum letzten Male da war und daß die Großmama sich das ruhig gefallen ließ. Und wie ängstlich sie sich um sein Wohlwollen bemühte, solle sie es müssen?

In diesem Falle fände sie es begreiflich, daß sie ihre Juwelen, die sie am leichtesten entbehren kann, zu verkaufen trachtet, und was konnte sie auch am leichtesten entbehren als sie, die Lidia?

„Du solltest Dich darüber nicht beklagen, meine Theure. Kinder haben kein Recht, ihre Eltern zur Rechenschaft zu fordern. Aber lassen wir diesen unglücklichen Punct, ich bin jetzt wirklich nicht in der Stimmung, auf eine Vergangenheit zurückzublicken, die so trostlos für mich ist. Mein Gott", schalt sie auf einmal und sah die trauernde Lidia beinahe vorwurfsvoll an, „kannst Du denn nicht begreifen, wie es in meinem Herzen und in meinem Gemüthe aussieht, in einem Augenblick, wo ich im Begriffe stehe, den Besuch des Mannes zu empfangen, dem all mein Fühlen und Hoffen gegolten hat in dieser Welt?"

„Ich begreife und sehe, daß Du sehr aufgeregt bist, Großmama."

Ein glückliches Lächeln umspielte jetzt die schmalen Lippen der alten Dame, eine schöne Idee oder glückselige Ahnungen verklärten sie.

„Man hat Fälle", fuhr sie fort, und wagte es gerade jetzt nicht, den Blick zu Lidia emporzuschlagen, „Fälle, in denen Menschen erst im hohen Alter das erreichen, was sie in der Jugend erstrebt und ersehnt haben. — — Stepan Wassiljitsch ist ledig geblieben um meinetwillen, es gab kein Geschöpf in dieser Welt, das mich ihm ersetzen konnte. Ich bin nun frei, die Ketten, die ich seit meiner Hochzeit ohne Murren getragen, sind gefallen, — — und — — wenn Stepan Wassiljitsch mir jetzt die Hand reichen wollte zum Bunde fürs Leben, ich würde natürlich keinen Augenblick zögern."

Lidia hielt den Athem an. Ja, bei Gott, sie wäre es im Stande! Dann würde ja die Großmama ihr noch zur Schwiegermama werden! — Diese Möglichkeit machte sie erbleichen.

„Aber der Fürst ist ja ein ganz alter Herr ohne Beine!"

„Der Unterschied der Jahre kommt hier nicht in Betracht", versetzte die alte Dame geschmeichelt und blickte beinahe zärtlich zu Lidia auf, „ich würde stolz darauf sein, einen so berühmten und vortrefflichen Helden bis ans Grab zu begleiten. Stepan Wassiljitsch war ein schöner Mann, einer von denen, die man, einmal gesehen, nie wieder vergißt. Welch ein Bild, wenn er zu Pferd saß! Und was ritt er für Pferde! Hast Du noch niemals etwas von seinem „Kolzik" gehört? Die bedeutendsten Literaten haben über dieses Pferd geschrieben!"

Lidia hatte von dem berühmten „Kolzik" nichts gehört, sie schwärmte überhaupt nicht für Pferde.

„Es sind gewiß schon viele Jahre her, liebe Großmama, daß Du den Fürsten nicht mehr gesehen? Könnte er sich nicht sehr verändert haben?"

„Brieflich standen wir uns ja immer nahe, aber Du hast recht, es ist schon manches Jahr dahingegangen, seitdem wir Abschied nahmen. Er steht mir immer noch vor Augen, wie er da, betrübt bis ins Herz hinein, davon ritt."

Und nun begann die Stroganowna an den Fingern die Jahre abzuzählen, die seit jener verhängnißvollen Stunde vergangen und zerronnen sind. Sie bekam aber zu ihrem Erstaunen ein so gewichtiges Häufchen Jahre zusammen, daß sie erschrak und sich im Spiegel betrachtete.

In diesem Augenblicke rollte draußen am Gitter des Vorgartens ein Wagen vor. Zu gleicher Zeit stürmte Natascha, blutroth vor Aufregung, ins Zimmer.

„Herrin, der Fürst!"

Die alte Dame zuckte zusammen und in ihren Augen lag etwas Scheues und Aengstliches. „Deinen Arm, Lidia! Jean soll ihm entgegengehen. Aber so binde Dir doch Deine Haare fest, Du siehst ja aus wie eine Wahnsinnige!"

Sie nahm hier den Arm Lidia's und ging nach dem Vorzimmer hinaus.

„Sie legt mich ab, daß mir die Knochen im Leibe zittern, und da soll ich auch noch geschniegelt und geleckt erscheinen! Wenn der Tag vorüber ist, dann lege ich mich hin und sterbe!"

Mürrisch und gereizt über die Unzufriedenheit ihrer Herrin, schlich sich Natascha hinaus.

Was würde die Frau Gräfin auch anfangen ohne den Jean? Nein, welch ein vielbewährter, prächtiger Mensch er ist! Nun steht er draußen auf der Terrasse, jetzt mit einer ergebenen Verbeugung den einen Fuß auf die Freitreppe und begrüßt einen älteren Herrn mit schneeweißem Bart und Haupthaar, der sich auf den Arm eines jungen schlanken Mannes stützt. Hinter den Beiden folgt ein Mensch ohne Ohren, der einen Pelz trägt.

SLUB
Wir führen Wissen.